Das Stärkste.

Skizze von W. Rohlfs.

„Es ist ein Mißverständniß", sagte Camilla nach dem Diner zu dem Dr. phil. Hertel, dem neuangestellten Gymnasiallehrer, „daß die gewöhnliche Auffassung, welche den Mann als Versorger der Frau bezeichnet, das einzige Natürliche sein soll. Ich beuge mich wenigstens nicht dieser Anschauung und werde bis an mein Lebensende diese Selbstständigkeit bewahren und der Welt zeigen, daß eine Frau selbst Kraft besitzt und nicht einzig und allein darauf angewiesen ist, ein Appendix ihres Herrn und Gemahls zu sein."

Dr. Hertel sah das junge Mädchen lächelnd an, er fand, daß ihr Eifer sie allerliebst kleide.

„Sie wollen sich also selbst versorgen?"

„Ich will mein Brot durch meine Arbeit verdienen.—Das ist das Würdigste für jeden Menschen."

Sie sah ihn an, und es wollte ihr scheinen, als spiegelte sich eine fast unverschämte Ironie auf seinen Zügen ab. Camilla wurde ärgerlich.

„Sie sind wohl auch der Ansicht, daß das einzige, was eine Frau zu thun hat, darin besteht, sich so schnell wie möglich mit einem Gatten zu versorgen."

Er betrachtete sie einen Augenblick voller Ernst.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, das meine ich nicht,—jedenfalls nicht bedingungslos. Ich bin allerdings der Ansicht, daß die natürliche Ordnung und die natürlichen Wünsche auf die Stiftung einer Häuslichkeit hinstreben, wie wir sie kennen, und ich bin ebenfalls der Ansicht, daß sowohl Mann als Frau nöthigenfalls eine ganze Menge Zugeständnisse machen können, um sich ein solches Heim zu schaffen, das doch auf alle Fälle der Einsamkeit vorzuziehen ist;—aber von dieser Ansicht bis zum Wunsch, sich so schnell wie möglich mit einem Gatten zu versorgen, ist doch noch ein großer Schritt."

„Nun ja, bei Lichte besehen, meinen Sie es doch. Aber ich habe nun einmal durchaus keine Lust das Brod eines Mannes zu essen,—man büßt seine Unabhängigkeit dadurch ein. Und ich will frei und selbstständig sein."

Dr. Herterl verneigte sich leicht und wollte das Ganze in's Scherzhafte ziehen, als sich eine der anderen Damen in das Gespräch mischte und demselben dadurch einen anderen Charakter gab.

Camilla hatte bereits ihr zwanzigstes Lebensjahr überschritten. Dr. Hertel mochte wohl zehn Jahre älter sein. Er war erst vor Kurzem in die Stadt gekommen und hatte gleich Interesse für das junge Mädchen gefaßt, mit dem er häufiger zusammengetroffen war.

Sie sprach mit ihm wie mit allen Herren,—sie waren ihre Gegner, die Widersacher und Tyrannen des weiblichen Geschlechts. ihrer Bekämpfung hatte sie ihr Leben gewidmet. Es existirte eine Art Freimaurerei zwischen einer ganzen Reihe von Damen, jungen und alten,—eine Wittwe in mittleren Jahren stand an der Spitze dieser Bewegung. Man hielt nicht geradezu Versammlungen ab, aber man ergriff jede Gelegenheit, die sich zu einer Diskussion der großen und mächtigen Ideen bot, welche sich jetzt ihren Weg bahnen sollten. Die Emanzipation der Frau von der Herrschaft des Mannes war das Feldgeschrei; sie glühten alle von Kampfeslust und hatten alle geschworen, daß der Ring gesprengt werden solle, daß das, was sie bisher mit eiserner Hand zu Boden gedrückt hatte, überwunden werden, daß die Gerechtigkeit den Sieg davon tragen solle.

Camilla gehörte zu den eifrigsten. Sie war die einzige Tochter wohlhabender Eltern, die ihr nichts in den Weg legten und sich nur auf einen leisen Vorwurf beschränkten, wenn das Gebahren der Tochter den alten, konservativen Leuten gar zu absonderlich erschien. Sie kleidete sich so excentrisch wie möglich, trank Bier und rauchte Cigarretten. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, gab sie Musikunterricht, wodurch sie wöchentlich 9 Mk. 50 Pfg. verdiente.

Die junge Dame traf häufig mit Dr. Hertel zusammen und hatte nichts gegen ihn einzuwenden, als daß er ein Mann mit allen Kennzeichen des Tyrannen war. Er fühlte sich außerordentlich zu ihr hingezogen, obwohl er sich selber über den Grund nicht klar war. Schön war sie eigentlich nicht, aber er fand, daß alle ihre sonderbaren Anschauungen, ihr ganzes Streben, die äußere Selbstständigkeit zu bekräftigen, sie allerliebst kleidete. Weit entfernt, sich dadurch abgestoßen zu fühlen, lächelte er und amüsirte sich darüber.

Nur ein einziges Mal war er heftig geworden.

Das geschah in einer Gesellschaft, wo wie gewöhnlich, die Rede auf die Unterjochung der Frau kam. Die Sache wurde in einer so ungenirten Weise behandelt, daß er sich anfänglich darüber wunderte und schließlich Anstoß daran nahm. Er starrte die Wittwe an, die da saß und den jungen Damen Dinge vortrug, die ihm die Schamröthe in die Wangen trieben. Schließlich konnte er sich nicht länger beherrschen, und indem er sich erhob, sagte er, zu Camilla gewendet:

„Gnädiges Fräulein, ich finde, daß diese Unterhaltung höchst unpassend für Sie ist."

Und als ihn Camilla erröthend und mit blitzenden Augen ansah, während die Wittwe sich zum Angriff rüstete, wandte er den Damen den Rücken und zog sich in das Rauchzimmer zurück.

Camilla war tief gekränkt und die Wittwe hielt ihren Zuhörerinnen einen Vortrag darüber, daß dem Reinen alles rein, und daß es den Männern nicht mehr gelingen würde, den verzweifelten Schrei der Frau nach Gerechtigkeit zu ersticken.

Dr. Hertel wurde in Bann und Acht erklärt,—er hatte die Damen beleidigt; man war sich darüber einig, daß er ein verderbter Mensch sein müsse, wenn er an so wahren und natürlichen Aeußerungen Anstoß nehmen könne.

Die Scene veranlaßte, daß sich Camilla in Gedanken ein wenig mehr mit ihm beschäftigte. Wie konnten doch nur die Männer so beschränkt, so unrein sein, daß ihnen die ganze Welt wie ein Pfuhl erschien! Da bedurfte es einer doppelten Energie von Seiten der Frau, um den Kampf gegen die männliche Rasse erfolgreich durchzuführen, die in ihrem eigenen Interesse bestrebt war, die große Wahrheit, die große Reinheit zu ersticken, durch die alle Menschen gleich und glücklich gemacht werden sollten!

Es war schade um ihn! Sie hätte ihn gern auf ihrer Seite gesehen, denn er war im Grunde ein so liebenswürdiger, feiner Mensch, den sie gerne hatte. Aber er sollte sehen daß sie zu ihrer Fahne hielt, und die Gelegenheit hierzu stellte sich gar bald ein.

Camilla hielt es für ihre Pflicht, sich des irregeleiteten Mannes anzunehmen. Nach Verlauf einiger Zeit war der kleine Zwischenfall vergessen, und sie sprachen wieder mit einander.

Da kam eines Tages die Rede auf die Selbstversorgung und er bemerkte ganz trocken:

„Das ist eben so ein Unsinn wie all' das Andere!"

Sie fühlte sich unangenehm berührt und fragte, was er damit sagen wolle.

Dr. Hertel lächelte spöttisch.

„Sorgen Sie etwa für sich selber?"

„Freilich", erwiderte sie, „ich ertheile Musikunterricht."

„Und Sie verdienen damit?"

Camilla zögerte einen Augenblick, unentschlossen, ob sie seine indiskrete Frage beantworten solle oder nicht, schließlich entschied sie sich, die Wahrheit zu sagen.

„Ungefähr zehn Mark wöchentlich", erwiderte sie.

„Und Sie kosten Ihren Eltern mindestens noch das Doppelte außerdem."

Sie starrte ihn einen Augenblick schweigend an, dann wurde sie dunkelroth und suchte nach Worten, welcher der ganzen Kraft ihres Zornes Ausdruck verleihen konnten.

Als er ihre Verwirrung und ihren Zorn gewahrte, suchte er sie zu beruhigen, und das Ganze in einen Scherz zu verkehren.

Aber der Eindruck war zu stark,—seine Aeußerung war wie ein Blitz niedergefahren; mit einem stolzen: „Entschuldigen Sie mich, bitte!" erhob sie sich und verließ das Zimmer.

Dr. Herter sah ihr bewegt nach. Es that ihm leid, sie verletzt zu haben, und er bereute sein thörichtes Auftreten, das sie noch mehr von ihm entfernt hatte. Er nahm sich vor seine Taktik zu verändern und die Ironie zum Besten einer freundlichen Belehrung aufzugeben.

In der nun folgenden Zeit ging sie ihm geflissentlich aus dem Wege, grüßte ihn mit höflicher Kälte und trug einen ernsten Ausdruck zur Schau. Sie wühlte unablässig in der Wunde. Sein Wort hatte ihr die Augen geöffnet und sie die wirklichen Verhältnisse von den gewöhnlichen Phrasen, deren man sich bei den Diskussionen bediente, unterscheiden gelehrt. Sie war der Ansicht gewesen, eine ruhmreiche Vorkämpferin der Frauensache zu sein, weil sie darüber las, darüber redete und selber ihr Brod verdiente. Jetzt sah sie der nackten, ungeschminkten Wirklichkeit in's Auge und fragte sich selber, ob denn die Summe, die sie verdiente, wirklich gar so gering sei. Und als sie ein genaues Rechenexempel aufgestellt hatte, mußte sie beschämt erkennen, daß ihr Vater im Grunde doch ihr eigentlicher Versorger war.

Sie sann und sann darüber nach,—sie schämte sich der hochtrabenden Reden, die nur Wortgeklingel gewesen waren, schämte sich, daß gerade Hertel sie hatte auf der Lüge ertappen müssen.—Gerade er! Was hätte sie nicht dafür gegeben, um ihm diesen schwachen Punkt zu verbergen! Jetzt haßte sie ihn, er war ihr unleidlich geworden,—sie verachtete ihn, und doch dachte sie nur daran, ihm zu beweisen, daß er sich in ihr geirrt habe.

Allmälig gewann sie ihren Gleichmuth wieder,—und eines Tages, als Dr. Hertel über die Straße ging, sah sie ihn so strahlenden Blickes an, daß er sich verwundert fragte, wodurch er sich eigentlich dieses Glückes würdig gemacht habe.

Bald verlautete, daß Camilla beschlossen habe, die Folgen ihrer Worte auf sich zu nehmen. Es hatten heftige Scenen in ihrem Heim stattgefunden, das gute Verhältniß zwischen der Tochter und den Eltern hatte Schiffbruch gelitten,—sie wollte die Stadt verlassen und ihr Brod selber verdienen,—ohne Unterstützung von Seiten des Vaters, das hatte sie ihm ausdrücklich gesagt; in Zukunft würde sie nicht das Geringste von ihm annehmen.

Die weibliche Freimaurergesellschaft war außer sich vor Freude,—alle die Andern waren im Grunde ihres Herzens entzückt, daß sie nicht selber die Theorie in die Praxis zu überführen brauchten, aber sie riefen laut, daß sie Alle Camilla's Beispiel folgen wollten, sie sei eine wahre Frau eine Märtyrerin ihrer guten Sache.

„Leider, eine Märtyrerin!" sagte die Wittwe im Vertrauen zu ihrer besten Freundin, „es wird ihr ergehen, wie allen Vorkämpferinnen — sie wird im Kampfe fallen. Aber so muß es sein,—es müssen Krieger fallen, wenn ein Sieg errungen werden soll. Für unsere Sache ist kein Opfer zu groß."

Camilla ging strahlenden Antlitzes umher; sie fühlte die Größe des Opfers, das sie zu bringen gedachte, sie war stolz auf sich selbst: jetzt wollte sie einmal zeigen, wozu eine Frau im Stande sei!

Voller Spannung sah sie einer Begegnung mit Dr. Hertel entgegen. Endlich, eines Abends auf einem Spaziergange wurde ihr Wunsch erfüllt, und wie auf ein verabredetes Zeichen hemmten Beide ihre Schritte.

„Ich muß Ihnen danken, Herr Doktor," sagte sie, „daß Sie mir die Augen öffneten, und ich schulde Ihnen die Mittheilung, daß ich jetzt die Absicht hege, allen Ernstes meine Anschauungen durch die That zu bekräftigen."

„Sie haben mich völlig mißverstanden, gnädiges Fräulein," entgegnete er halb scherzend, halb ernsthaft, „ich wollte Sie auf ganz andere entgegengesetzte Bahnen lenken."

Das Blut schoß ihr in die Wangen, und schon wollte sie ihm eine zornige Antwort geben, als er schnell fortfuhr:

„Eine Frau wie Sie kann ihr Glück nicht auf dem Wege finden, den Sie zu betreten gedenken. Ueberlassen Sie das verunglückten Dichterinnen und solcher Existenzen, die auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten haben,—Sie segeln ja leicht dahin, mit vollen Segeln und flatternder Flagge. Sie sollen glücklich werden! Sie sind dazu bestimmt, ein Heim zu schaffen und zu beglücken!"

Sie lächelte ein wenig verlegen:

„Es nützt nichts, daß wir darüber streiten. Aber ich hoffe, Sie werden es respektiren, daß ich den erkorenen Weg allen Ernstes wandere."

Er athmete tief auf und sah sie unsicher an.

„Ich hatte einmal den Wunsch, daß Sie einen Weg wandern würden, auf dem es mir vergönnt wäre, Ihnen das Geleite zu geben."

Obwohl sie nicht ganz sicher war, ob sie ihn richtig verstanden hatte, wich ihr alles Blut aus den Wangen, verwirrt schlug sie die Augen nieder.

Er beugte sich schnell zu ihr hinab, als wolle er sich beeilen zu sprechen, so lange er den Muth dazu hatte.

„Ich hatte die Absicht, Sie zu fragen, ob Sie meine Gattin werden wollen."

Im ersten Augenblick war sie ganz starr vor Ueberraschung, daß er es wagen konnte, nach Allem, was sie gesagt und gethan hatte, so zu ihr zu reden.—Dann aber überkam sie plötzlich ein Gefühl jubelnden, stürmischen Glücks,—das ihre Brust durchbrauste wie ein Gewittersturm, wie ein Orkan an einem warmen Frühlingstage.

Und alle Phrasen, alle Prinzipien zerstoben nach allen Seiten,—auch nicht die geringste Spur von Emanzipation blieb zurück—denn das Stärkste war gekommen und hatte alle die welken Zweige an dem frischen, saftigen Baum des Lebens geknickt.

Ohne selbst zu wissen, wie es geschehen, war sie sich plötzlich klar darüber, daß dort ihr Glück lag, daß er ihr Glück war,—und alle ihre Gefühle flossen zusammen in dem einzig Großen, dem einzig Wahren, dem einzig Reinen: in der Liebe, die ihr die Binde von den Augen gerissen hatte.

Langsam erhob sie den Kopf und sah ihn mit großen, tiefen Augen an, dann reichte sie ihm schüchtern die Hand!

Dr. Hertel zögerte einen Augenblick, als er seiner Sache aber sicher war, ergriff er die dargebotene Rechte, preßte sie an sich und jauchzte laut auf vor Glück.

Es entstand großes Aergerniß über diese Verlobung. Es sei eine Demüthigung für den ganzen Club! Die Wittwe aber seufzte und sagte leise zu ihrer Vertrauten:

„Sie erreichte ihr Märtyrerthum schneller als ich gedacht hatte."

Und wenn eine der früheren Gesinnungsgenossen Camilla ihre Treulosigkeit vorhielt, lächelte sie und erwiderte:

„Was wollt Ihr denn von mir? Ich liebe ja!"

Sie hatte die richtige Lösung der Frauenfrage gefunden!

Ein Selbstmordversuch C. M. v. Weber's.

Daß der Componist des „Oeberon," Carl Maria v. Weber, als Jüngling einen Selbstmordversuch gemacht hat, dürfte Wenigen bekannt sein, und deshalb sei diese immerhin interessante Taatsache hier wiedergegeben. Im Jahre 1796 nahm der Vater des späteren Meisters, der Major v. Weber, in München Aufenthalt, damit sein Sohn hier bei dem Musikkünstler Valesi und dem Hoforganisten Kalcher Studien treiben sollte. Es währte nicht lange, so entspann sich zwischen dem Major und dem Commandanten v. Lütgendorf, der sich als Verfasser zahlreicher Lustspiele einen besonderen Namen gemacht hatte, eine enge Freundschaft, die sich alsbald auf die, zufällig im gleichen Alter stehenden Söhne der beiden Herrn übertrug. In der That waren Carl Maria v. Weber und Franz v. Lütgendorff bald derartige Freunde geworden, daß man sie allgemein als Kastor und Pollux bezeichnete. Die Neigung zwischen den gleichaltrigen Jünglingen sollte sich aber (was das spätere Leben Beider vielleicht verständlich macht) zu solch' einer überschwänglichen gestalten, daß Beide nicht mehr ohne einander leben zu könn n glaubten, und als der Major v. Weber eines Tages seinen Entschluß ankündete, nach Freiberg in Sachsen überzusiedeln, die beid. Freunde übereinkamen, mit einander sterben. Bei hellem Mondschein, mitten in der Nacht entfernten sie sich aus der elterlichen Wohnung, um sich in dem bei München befindlichen Park, dem „englischen Garten", zu treffen. Hier angekommen, näherten sie sich dem Ufer eines hier künstlich angelegten Baches, sagten dieser Welt voll Leid noch ein feierliches Lebewohl, umschlangen einander auf's Innigste und sprangen in das Wasser hinab. Glücklicherweise hatten zwei Wächter des Parkes die Lebensmüden heimlich beobachtet, und da der Bach an jener Stelle nicht allzu tief war, so gelang es, dieselben bald wieder auf's Trockene zu bringen. Eine tüchtige Strafpredigt und ein gehöriger Schnupfen kurirte die jungen Leute einstweilen von Selbsmordgedanken—der Grad ihrer Freundschaft hatte jedoch keineswegs dadurch Einbuße erlitten. Die regste Correspondenz entspann sich bald zwischen den von einander Getrennten, bis die beiden inzwischen berühmt gewordenen Männer sich in Prag im Jahre 1813 wiedersahen, wo Weber seinen dort lebenden Freund, den Maler Franz v. Lütgendorff aufsuchte.

Eine syrische Mädchenbörse.

Man schreibt dem Wiener Tageblatt aus Damaskus unterm 4. September: „Bitte, mir umgehend mit Dampfer „Anatolia" für den Pascha X. Y. zwei Sudan-Löwinnen zu senden. Dieselben müssen aber noch jung sein, etwa zwischen 14 und 17 Zähne vollständig und, wenn möglich, auch eine stattliche Mähne haben. Brünett ist die Lieblingsfarbe des Pascha."—„Bedauere, Sudan-Löwinnen jetzt nicht vorräthig. Will dem Pascha dafür zwei herrliche persische Gazellen von schlankem Wuchse senden. Besitze auch eine junge Bärin aus dem Kaukasus, Namens Suleika, ein allerliebstes Thier. Ist üppig gebaut und hat blaue Augen. Suleika kann auch tanzen und das Cymbal schlagen."—„Senden Suleika, aber bald. Pascha schon begierig, dieses interessante Thier in seiner Menagerie zu sehen." Dies sind gewiß höchst unschuldige Telegramme. Und doch sind dies Telegramme zweier Mädchenhändler, oder um uns etwas herber auszudrücken, zweier Sklavenhändler, wovon der Eine hier in Damaskus wohnt, der Andere aber wieder in Bassorah, und welche die Harems der syrischen Großen und Paschas mit dem Ewig-Weiblichen versorgen. Ja, öffentlich ist der abscheuliche Menschenhandel im türkischen Reich verpönt; die Klugen, zu denen fast sämmtliche Paschas des Reiches gehören, wissen indeß schon dem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen und ihre Harems immer von Neuem mit schönen Bewohnerinnen zu füllen. Trifft nun z. B. hier eine Sendung von sechs hübschen Tscherkessinnen ein—in der neuesten Zeit pflegen sich auch mehrere Tscherkessenmädchen zu einer gemeinsamen Pilgerfahrt nach Mekka zu verbinden—so benachrichtigt man sogleich die Paschas und die verschiedenen moslimischen und nichtmoslimischen Haremsbesitzer unserer Stadt von deren Ankunft, indem man ihnen mit der unschuldigsten Miene der Welt meldet, daß soeben wieder sechs herrliche Thiere, Löwinnen, Gazellen, Wölfinnen oder Bärinnen, und wie die verschiedenen fleischfressenden Thiere noch heißen mögen, eingetroffen sind, und ladet zugleich höflichst zu deren Besichtigung ein. Warum sollte sich ein Pascha nicht einige wilde Thiere ansehen dürfen? Er fährt daher in das Haus des angeblichen Thier-, aber wirklichen Mädchenhändlers, besichtigt und prüft genau die ihm vorgeführten Schönen und kauft schließlich eine oder mehrere derselben. Nach Einbruch der Nacht wird die so erstandene Odaliske in den Harem ihres neuen Gebieters gebracht.

Eine in der Provinz Quebec erscheinende französisch-canadische Zeitung „L'Electeur", veröffentlichte kürzlich die Namen von 500 Vätern, welche zwölf oder mehr Kinder auferzogen haben und von denen deshalb ein Jeder zu der von der Regierung ausgesetzten Prämie von 100 Acker Land berechtigt ist. Es ist dies dem alten System der Franzosen nachgebildet, welche eine größere Vermehrung der Bevölkerung dadurch zuwege zu bringen hofften, daß sie kinderreichen Familien Baar-Prämien gewährten. Ueber Mangel an Nachkommenschaft scheinen sich die canadischen Väter in Quebec im Allgemeinen nicht beklagen zu können, ihr größter Trubel ist nur, die Kinder auch im Lande zu halten. Denn sobald die Letzteren flügge geworden, regt sich in ihnen der Drang, nach den Ver. Staaten auszuwandern, um hier eines menschenwürdigeres Daseins thheilhaft zu werden. Wie das genannte Blatt versichert, hört man davon, daß die zu dem „Bonus" berechtigten Väter sich die 100 Acker Land nicht anweisen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil sich das Bebauen desselben nicht lohnt. Trotz aller Prämiirung will die Auswanderung von Canada nach den Ver. Staaten nicht nachlassen, ja sie hat in dem letzten Jahrzehnt so stark zugenommen, daß der letzte Census unserer nördlichen Nachbarn nur eine verschwindend kleine Vermehrung der Bevölkerung aufweist, obschon die Einwanderung in Canada von Europa aus eine sehr bedeutende war.

Ein zartfühlender Hauswirth.

Hausherr: „Du, Freunderl, sag'... möchtest Du mir nicht freiwillig jedes Jahr um hundert Mark mehr Miethe zahlen?" — Freund: „Zum Donner — warum denn?"—Hausherr: „Ja weißt Du.... ich möcht' Dich halt nicht gern steigern!"

Ungemüthliches Leben in Atschin.

In der Berliner Gesellschaft für Erdkunde sprach ein Herr Dr. A. Baeßler über seine Erlebnisse in Atschin, wohin er im Dezember 1888 für eine kurze Zeit mit Empfehlungen des holländischen Generalgouverneurs von Batavia kam. Wie er mittheilte, herrscht zwischen den Holländern und den Atschinesen, auch wenn letztere Frieden geschlossen haben, und angeblich Freunde der Weißen sind, beständiges Mißtrauen und eine Art von unausgesetztem Kriegszustand. Kein Soldat wagt sich allein aus den Festungen, auf die oft genug von den Eingeborenen geschossen wird, und Niemand — auch der Fremde nicht — darf ohne Erlaubniß des Kommandanten aus einer Festung sich in den Kampong eines „befreundeten" Stammes begeben. Die neuen Forts der Holländer werden sauber, luftig und gesund eingerichtet, leiden aber rasch unter der Weiberwirthschaft, da fast jeder Soldat eine „Frau" hat. Andererseits sind die Frauen wieder sehr nützlich, denn sie waschen und kochen, putzen die Waffen, tragen auf dem Marsche Gewehre und Tornister und treiben Flüchtlinge mit Prügeln in die Schlacht zurück.

Bewaffnet sind die Atchinesen, da die Engländer (nach alter, lieber Gewohnheit) von Singapore aus einen schwunghaften Schmuggelhandel betreiben, oft besser, als die Holländer, aber sie schießen schlecht. Andernfalls würden sie bei ihrem Muthe oft Sieger bleiben, was jetzt nur im Handgemenge geschieht, wo jeder Hieb ihres Klewang sofort tödlich ist. Deshalb suchen sie dem Feind auch stets auf den Leib zu kommen, halten sich aber stets in respektvoller Entfernung, wenn sie am Laden u. s. w. sehen, daß ihr Gegner mit Hinterladern bewaffnet ist. Ein holländischer Offizier, der das wußte, ließ nach der ersten Salve seine Leute langsame Bewegungen mit dem Ladestock machen, obgleich sie Hinterlader hatten. Nun stürmten die Feinde sofort heran und wurden dann zu ihrem Entsetzen mit unausgesetztem Schnellfeuer empfangen, dem kein Einziger entrann.

Dr. Baeßler besuchte von einem Fort aus das Dorf eines „befreundeten" Stammes. Er und die ihn begleitenden Officiere nahmen dazu aber Revolver und Stöcke aus Eichenholz mit, sowie die angebliche „Ehrenwache", zehn bis an die Zähne bewaffnete Soldaten. Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren indessen anscheinend überflüssig, da der Häuptling, der sich vorher für die Sicherheit seiner Gäste verbürgt hatte, dieselben sehr gastfreundlich aufnahm und wohlbehalten zurückbrachte. Der holländische Kommandant aber war bis zuletzt sehr unruhig, weil er verschiedene Häuptlinge aus den Bergen gesehen hatte, denen er nicht traute, und ließ bis zuletzt den Zug dicht geschlossen marschiren. In einem anderen Kampong, in den sich Dr. Baeßler ganz allein begab, sah er Niemanden. Alle Häuser waren mit hohen Pallisaden umgeben, hinter deren Schießscharten ihn beständig Bewaffnete beobachteten, gerade so, wie an allen Zugängen zum Fort trotz starkem Marktverkehrs holländische Schildwachen standen.

Weit schlimmer aber, als dieser beständige Krieg ist für die Holländer die furchtbare Berri-Berri-Krankheit, deren erste äußere Zeichen — Geschwulst am Bein und ein Loch darin — übrigens oft von gefangenen Eingeborenen künstlich herbeigeführt werden, weil die Leute dann sofort entlassen werden. Aus dem Hauptlazareth des Landes werden monatlich 200 bis 400 Berrikranke fortgeschafft; in einer nach Atschin geschickten Kompagnie waren nach einigen Monaten von 420 Mann nur noch 28 Mann zurückgeblieben, und ein Kriegsschiff mußte in einem Jahr dreimal seine Besatzung wechseln. Sofortige Entfernung ist das Beste. Kehrt aber Jemand wieder zurück und wird zum zweiten Male berrikrank, so stirbt er gewöhnlich. So gleicht Atschin einem Taubenschlage, und die Berri-Berri-Krankheit ist die beste Bundesgenossin der Eingeborenen.

Ein Gewinn wider Willen.

Ein Gegenstück zu der Geschichte von dem alten Mütterchen, das, trotzdem es kein Loos gekauft hatte, regelmäßig beim Kollekteur nachfragte, ob es nicht gewonnen habe, ist jüngst zur gerichtlichen Erörterung gekommen. Es war während der letzten Ziehungen der sächsischen Lotterie, als der Kaufmann M. von einem Looshändler ein Schreiben des Inhalts erhielt: „Zu meinem Vergnügen kann ich Ihnen mittheilen, daß Ihr Loos No.... mit einem Gewinn von.... gezogen worden ist. Ich bin bereit, Ihnen den auf ihren Antheil entfallenden Betrag gegen eine mäßige Provision sofort auszuzahlen." Herr M. war im höchsten Grade überrascht, da er sich nicht erinnern konnte, jemals ein Loos der sächsischen Lotterie gekauft zu haben. Indeß, wer kann wissen—vielleicht hatte er es in einer heiteren Stunde gethan, wie man in solchen Stunden Manches thut, was man in den nächsten Tagen vergessen hat. Er eilte zum Kollekteur, um dort zu erfahren, daß inzwischen die Bücher desselben polizeilich beschlagnahmt worden seien. „Und Sie wissen", fragte Herr M., „daß ich in Ihren Listen als Inhaber eines Looses verzeichnet bin?" — „Da ich diesen Brief schrieb, kann es nicht anders sein." — „Aber ich besitze kein Loos, ich bin auch noch niemals in Ihrem Geschäfte gewesen." — „So, so, Nun, dann hat ein Anderer sich Ihres Namens bedient; dergleichen kommt vor. Wenn Sie ein Strafmandat wegen Spielens in einer ausländischen Lotterie bekommen, dann versäumen Sie nicht Einspruch dagegen zu erheben."

Und das Strafmandat kam, Herr M. erhob im Vollgefühle seiner Unschuld Einspruch dagegen, und zwar mit Erfolg, da der Kollekteur folgende Aufklärung geben konnte: „Sehr viele Käufer von Loosen auswärtiger Lotterien, die uns nicht persönlich bekannt sind, geben statt ihres eigenen Namens den eines Anderen an. Sie thun dies, um nicht in Strafe zu verfallen, wenn die Listen in die Hände der Behörde fallen. Da sie das Loos besitzen und einen darauf entfallenden Gewinn direkt einziehen können, so haben sie kein Interesse daran, ihren eigenen Namen anzugeben." So kann es also kommen, daß man die Mittheilung von einem erzielten Lotteriegewinn erhält, ohne jemals gespielt zu haben.

Eine Indianer-Prinzessin.

Dem Indianeragent für Nevada, Capitän C. C. Warner, ist der Tod der Piute-Indianerin Sarah Winnemucca, einer der interessantesten Persönlichkeiten, die je aus den Reihen der Rothhäute hervorgegangen sind, gemeldet worden. Dieselbe hatte eine merkwürdige Carriere. Ihr Großvater, Cap. Trukee, der dem Pfadfinder John E. Fremont als Führer über die Sierra Nevada nach San Jose, Californien, diente, nahm die „Prinzessin" (so wurde sie gewöhnlich genannt), als sie noch im frühesten Alter stand, mit nach Californien. In San Jose besuchte sie die Schule und lernte das Englische ziemlich gut. Zu ihrem Stamme, den Piutes, deren Häuptling einer ihrer Ahnen war, zurückgekehrt, diente sie dem General G. Crook, als dieser mit den nördlichen Piutes Frieden machte, als Dolmetscher; später leistete sie dem General O. O. Howard auf seiner Expedition gegen die Bannock-Indianer ebenfalls werthvolle Dienste als Dolmetscherin (1878). Sie versuchte sich dann als Vorleserin auf einer Tour durch die Neu-Englandstaaten und schrieb ein Buch von 300 Seiten über das Leben unter den „Piu nd anern". Dann war sie Lehrerin an einer Indianerschule. Sie war zwei Mal verheirathet, jedesmal nicht glücklich: einmal mit einem Lieutenant der Bundesarmee, Bartlett, mit dem sie nach Wyoming ging, der aber später aus der Armee entlassen wurde; das zweitemal mit einem gemeinen Soldaten Namens Hopkins, der sie auf einer Vorlese-Tour nach dem Osten begleitete; derselbe war ein sehr schöner Mann, aber ein eingefleischter Spieler, der die „Prinzessin" um Alles brachte, was sie sich erworben hatte. Er ist vor einigen Jahren gestorben. Seitdem lebte Sarah Winnemucca in Montana und auf einem Besitzthum bei Lovelocks, Nevada, welches die „Southern-Pacific-Bahngesellschaft" ihr und ihrem Bruder zum Geschenk gemacht hatte.

Der Uebertritt der Großfürstin Sergius.

Bekanntlich ist vor etwa einem halben Jahre die Gemahlin des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, geborene Prinzessin Elisabeth von Hessen, Nichte der Kaiserin Friedrich und Base des Kaisers, zur russischen Kirche übergetreten. Die näheren Umstände, welche die deutsche Fürstin zu diesem Schritte gebracht, waren nicht bekannt geworden. Jetzt schilderte ein Mitglied des großfürstlichen Hofes einem Mitarbeiter der „Köln. Ztg." das Vorspiel des Uebertrittes.

Vor zwei Jahren war das großfürstliche Paar in Palästina und der streng orthodoxe Großfürst nahm dort mit seinem Gefolge, zu dem auch der erst kürzlich vom evangelischen Glauben zum russischen übergetretene Hofmarschall Graf Stenbok gehörte, das Abendmahl. Da sprach die Großfürstin zum ersten Male das Bedauern aus, an diesem Abendmahle nicht theilnehmen zu dürfen. Man ließ ihr einen evangelischen Geistlichen kommen, aber sie fühlte sich durch dessen Zuspruch nicht befriedigt und meinte, sie empfände es so schmerzlich, daß man im Protestantismus so sehr von der persönlichen Auffassung des betreffenden Seelsorgers abhängig sei, während in der griechisch-orthodoxen Kirche nur ein Glaube, nur eine Form in dessen Aeußerung beständen. Namentlich gingen ihr die schönen vorgeschriebenen russischen Gebete sehr zu Herzen. Hofmarschall Graf Stenbock nutzte diese Glaubenserschütterung in kluger Weise aus, indem er der Großfürstin schilderte, wie glücklich er sich jetzt in dem neuen Glauben fühle. Nach der Rückkehr nach Petersburg veranstaltete er, daß der halb im Geruch der Heiligkeit stehende Priester Johann aus Kronstadt die Großfürstin aufsuchte, und so wurde die Großfürstin gewonnen, Großfürst Sergius blieb scheinbar ganz im Hintergrunde, obwohl er thatsächlich jedes Wort erfuhr, was bei diesen Bekehrungsversuchen gefallen. Als Graf Stenbok die Großfürstin endlich so weit hatte, daß sie sich entschloß, ihrem Gatten den beabsichtigten Glaubenswechsel zu gestehen, schien dieser ganz überrascht und es erfolgte ein äußerst rührender Auftritt. Die Großfürstin schrieb nun an ihre Großmutter, die Königin von England, welche gegen den beabsichtigten Schritt der Enkelin keine Einwendung hatte, und bat dann ihren Vater, den Großherzog von Hessen, während dessen Anwesenheit in Rußland um die Erlaubniß. Dieser ertheilte sie, wenn auch vielleicht innerlich schweren Herzens, jedenfalls aber ohne Weiteres. Uebrigens soll der Glaubenswechsel nicht zu einer größeren Annäherung der Gatten geführt haben. Die Großfürstin ist noch ernster und stiller geworden als früher.